

H & H – das Ulmer Duo im fiktiven Interview

Horst Kächele · Helmut Thomä

© Springer-Verlag 2011

H & H—the Ulm duo in a fictitious interview

FA1 Interviewer¹: Herr Professor Thomä, Sie waren der erste Mediziner, der für das Fach psychosomatische Medizin und Psychoanalyse in Heidelberg in den frühen 1960er Jahren habilitiert wurde und sind nun schon seit Langem emeritierter Professor für Psychotherapie der Universität Ulm. Anlass dieses Gespräches ist Ihr 90. Geburtstag, den Sie am 06. Mai letzten Jahres feiern konnten. Sie können auf eine langjährige und recht erfolgreiche Zusammenarbeit mit Ihrem inzwischen auch schon emeritierten Nachfolger Kächele zurückblicken?

HT²: Das trifft in der Tat zu. Wir begrüßen es, dass Ihre Zeitschrift uns die Gelegenheit gibt, über dieses ungewöhnliche Zusammenwirken zu sprechen. Die bedeutendste Frucht dieser Langzeitkooperation in psychoanalytischer Theorie, Klinik und Forschung ist ja die gemeinsame Veröffentlichung eines inzwischen dreibändigen Lehrbuchs der psychoanalytischen Therapie (1985, 1988), wie Sie ja wissen.

I.: Oh ja, dieses in viele Sprachen übersetzte Lehrbuch ist sicher ein wichtiges Thema in diesem heutigen Gespräch. Darüber sollten wir uns später unterhalten. Ich möchte unsere Leser zunächst mit Ihnen als Person und als Psychoanalytiker vertraut machen.

¹ Die Fragen des fiktiven Interviewers sind ein Ausdruck unserer Wünsche. Insofern kommt auch in den Fragen und Antworten unsere Kooperation zum Ausdruck; im Folgenden wird er mit I. abgekürzt.

² HT: Helmut Thomä, HK: Horst Kächele.

Zum 90. Geburtstag von Helmut Thomä am 06.05.2011.

Prof. Dr. med. Dr. phil. H. Kächele (✉) · Prof. Dr. med. Dr. phil. h.c. H. Thomä
International Psychoanalytic University,
Stromstraße 3, 10555 Berlin, Deutschland
E-Mail: horst.kaechele@ipu-berlin.de

HT: Ich gehöre zur ersten Nachkriegsgeneration deutscher Psychoanalytiker. Kurz vor Kriegsende 1945 habe ich das medizinische Staatsexamen abgelegt. Dass ich dann langsam in die IPV [Internationale Psychoanalytische Vereinigung] hineingewachsen bin, also in die richtige Genealogie, war ein Zufall. Mein erster Analytiker, Dr. F. Schottländer, in Stuttgart, hatte in den späten 1920er Jahren seine psychoanalytische Ausbildung in Wien begonnen und war nach meinem besten Wissen das einzige IPV-Mitglied in Westdeutschland nach 1945. Ich suchte ihn wegen persönlicher Probleme 1946 auf. Im Laufe einer sehr kurzen Analyse nahm ich auch an seinen Seminaren teil. Nicht einmal im Traum wäre mir eingefallen, dass die Analyse bei ihm es später möglich machen würde, als assoziiertes Mitglied in die Deutsche Psychoanalytische Vereinigung (DPV) aufgenommen zu werden (1957). Nach einer Assistentenzeit in Chirurgie, innerer Medizin und Psychiatrie erhielt ich eine Assistentenstelle an der Psychosomatischen Abteilung der Heidelberger Universität (1950). Diese Abteilung war die intellektuelle Heimat vieler junger Psychoanalytiker der ersten Nachkriegsgeneration.

I.: War das nicht der Platz, wo Alexander Mitscherlich mit Unterstützung der Rockefeller Foundation die Medizinische Fakultät dazu gebracht hat, die Psychoanalyse durch die Hintertür der psychosomatischen Medizin in die Universität hineinzuschleusen?

HT: Ja. Erik Erikson sprach von Alexander Mitscherlich als „einer Ein-Mann-Armee der Psychoanalyse“ in Deutschland. Mitscherlich unterstützte meine Laufbahn in jeder Hinsicht und trug dazu bei, dass ich 1955/1956 ein Fullbright-Stipendium für eine Tätigkeit am Yale Psychiatric Institute erhielt. Ein späteres Stipendium (1963/1963) durch den amerikanischen Foundations' Fund for Research in Psychiatry ermöglichte mir eine psychoanalytische Weiterbildung in London, die entscheidend wurde.

I.: Wofür entscheidend?

HK: Wesentlich für Helmut Thomäs kämpferische Identifikation mit der Psychoanalyse.

I.: Prof. Kächele, Sie wurden der Nachfolger von Thomä als Ärztlicher Direktor der Abteilung für Psychotherapie der Universität Ulm, wo Sie seit 1970, nach Ihrer Promotion in München, tätig waren. Wie ist es dazu gekommen? Ist es nicht eine strenge Regel in Deutschland, dass der Nachfolger eines Professors und Leiters einer Universitätsklinik nicht aus den eigenen Reihen kommen darf?

HK: Ja, so ist es. Aber Ausnahmen sind möglich, und manchmal werden Träume Wirklichkeit. Damals, als die Emeritierung von Prof. Thomä bevorstand, haben viele deutsche und ausländische Kollegen der Ulmer Universität eindeutig signalisiert, dass die Medizinische Fakultät gut beraten wäre, das in vielen Jahren aufgebaute Zentrum für psychoanalytische Forschung fortzuführen. Dazu kam, dass ich zur rechten Zeit auch einen Ruf an die Essener Universität erhalten hatte.

HT: Ich möchte auf Entwicklungen zu sprechen kommen, die eng mit Kächele verbunden sind. Nach meinem Aufenthalt in London habe ich noch in Heidelberg zusammen mit Antoon Houben ein Projekt zur Validierung von Deutungen initiiert (1967). Hierbei wurde ich entscheidend von Balints Auffassung angeregt, dass insbesondere der Beitrag des Analytikers zum therapeutischen Prozess untersucht werden sollte.

HK: Ich glaube zwar nicht an Telepathie, aber ist es nicht merkwürdig, dass Houben wenig später in München mein erster Analytiker wurde? Ich war Medizinstudent und arbeitete an meiner Dissertation. Thomäs Buch über Anorexia nervosa (1961) beeindruckte mich durch seine Art und Weise des Schreibens. In einer Besprechung kritisierte Hilde Bruch es positiv als drei Bücher in einem. Schon Anfang 1967 schrieb ich einen enthusiastischen Brief an ihn mit der Anfrage, ob ich nach meinem Studienende eine Stelle in Heidelberg bekommen könnte. Die Antwort war doch recht zurückhaltend. Dann erfuhr ich durch Prof. Enke bei den Lindauer Psychotherapiewochen, dass er gute Chancen habe, Leiter der Abteilung Psychotherapie an der neu gegründeten Universität Ulm zu werden.

I.: Warum haben Sie an ihn geschrieben? Was war Ihr Dissertationsthema?

HK: Ich schrieb über den Begriff des psychogenen Todes (1970). Es war eine „conceptual study“, wie man heute sagen würde; sie befasste sich mit den möglichen Erklärungsmodellen, die dem Begriff zugrunde liegen konnten.

I.: Ihr Interesse für Theorien bildete also eine Grundlage und hatte eine Brückenfunktion bei der Zusammenarbeit.

HT: Wir kommen beide aus dem Schwabenland, wo der Spruch überliefert wird: „Der Schiller und der Hegel, der Schelling und der Hauff, das ist bei uns die Regel, das fällt uns gar nicht auf.“ Eine schöne grandiose Idee! Auf jeden Fall verbindet Kächele und mich ein starkes Interesse am Theoretisieren, das zu der ersten gemeinsamen Veröffentlichung führte, die sich mit den wissenschaftstheoretischen und methodologischen Problemen beschäftigte, die im Rahmen der geplanten psychoanalytischen Prozessforschung zu klären waren (1973, 1975). Von der Grandiosität blieb aber nicht viel übrig, als wir in die wahren Untiefen der klinisch-empirischen Forschung gerieten.

HK: Da sich dieses Gespräch auch mit dem gemeinsamen Schreiben befasst, sollte erwähnt werden, dass Thomä mir eine Stelle als DFG-finanzierter Forschungsassistent anbot [DFG: Deutsche Forschungsgemeinschaft], nachdem ich Staatsexamen und Promotion hinter mir hatte. Ich war nicht mehr als ein junger Mann, mit einer offenen Zukunft und der Aussicht auf eine psychoanalytische Ausbildung. Man darf wohl sagen, dass Thomäs klinisches Wissen und seine umfassenden theoretischen Kenntnisse durch meine jugendliche Begeisterung für den Aufbau einer psychoanalytischen Forschung ergänzt wurden. Diese Forschung war der Gegenstand einer För-

derung zum Studium tonbandaufgenommener Psychoanalysen, die sehr wohlwollend durch die Gutachter der DFG, Prof. Richter und Prof. Bräutigam, bewertet und dann ab 1970 für viele Jahre gefördert wurde.

HT: Bei einem Weihnachtsfest der Abteilung übergab ich Horst Kächele im Spaß einen elektrischen Dosenöffner, der ihm dabei helfen sollte, einige der Probleme, die beim Verwalten und Auswerten von Tonbändern auftreten, zu lösen.

I.: Und wie hat sich das Schreiben abgespielt?

HT: Die Entstehung der ersten Veröffentlichung wurde zum Muster, das sich über die Jahre hin in Variationen bewährte. Die Stärke unserer gemeinsamen Autorenschaft lag in unserer Bereitschaft, Kritik zu akzeptieren und Formulierungen zu ändern. So entstand ein Entwurf nach dem anderen. Das Schreiben war Teil unserer Zusammenarbeit. Wir teilen die Meinung des amerikanischen Psychoanalytikers Robert Holt, dass „die Fähigkeit zur Zusammenarbeit nur möglich ist zwischen Menschen, die dazu fähig sind, ihre persönlichen konkurrierenden Ambitionen den Erfordernissen intellektueller Herausforderung unterzuordnen“ (1984).

HK: Ich habe eine eher künstlerische Konzeption und glaube, dass wir beide als einsame Jäger auf Erkundung sind. Der Beginn der Tonbandaufnahmen von psychoanalytischen Sitzungen im Jahr 1967 durch Thomä brachte den Durchbruch. Denn nun war es möglich, Forschungsmethoden anzuwenden, die bis dahin in der deutschen Psychoanalyse scharf zurückgewiesen wurden. Wir fanden geistesverwandte Kollegen in forschungsorientierten Psychoanalytikern wie Merton Gill, Lester Luborsky, Hartvig Dahl und Hans Strupp, um einige Namen zu nennen. Nicht zu den Konformisten zu zählen, ist für mich die Voraussetzung kreativen Anfangs, verbunden mit dem Risiko, dass es schiefgehen könnte. Die günstige Konstellation in Ulm lag darin, dass Thomä einer der Repräsentanten innerhalb des Hauptstroms der deutschen Nachkriegspsychoanalyse und zumindest in diesen Jahren (1968–1972) ein sehr einflussreicher und weitsichtiger Vorsitzender der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung war.

I.: Hat er einen ähnlichen Titel erhalten wie Heinz Kohut als Präsident der Amerikanischen Psychoanalytischen Gesellschaft: „Mr. American Psychoanalyst“?

HK: Einen solchen witzigen Titel gibt es bei uns nicht, aber Thomä teilte später das Schicksal Kohuts, wenn auch aus anderen Gründen. Er ist zu selbstkritisch, um Gründer einer Schule werden zu können. Immerhin blieb er Vorsitzender des Ulmer Psychoanalytischen Instituts, das er gegründet hat, bis ich auch in diesem Amt sein Nachfolger wurde. Diese Umstände eröffneten einen Spielraum fürs Experimentieren. Wo hätte ich sonst meine zwei Ausbildungsfälle mit Tonband aufnehmen können?

I.: Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie Ihre ersten Tonbandaufnahmen von Sitzungen gemacht haben?

HT: Ich hatte schreckliche Ängste, mich der Kritik von Vertretern der orthodoxen Psychoanalyse auszusetzen und weiß nicht so recht, ob die Majorität der kritischen Stimmen von äußeren oder inneren bösen Objekten kam. Auf jeden Fall erwies sich Kächeles Beitrag als sehr unterstützend. Zunächst wurde ich über die Qualität meiner Deutungen desillusioniert und mit meiner Eigenart konfrontiert, Sätze im Sprechen zu ändern oder grammatikalisch offen zu lassen. Schließlich konnte ich zu meinem persönlichen psychoanalytischen Stil finden und zu ihm stehen. Den beruflichen Austausch, der sich in Supervisionen und Fallseminaren vollzieht, zu überschreiten und tonbandaufgenommene Sitzungen mit Kollegen zu besprechen, schafft eine Atmosphäre, die der mitleidlosen Einstellung von Forschern gleichkommt, die die originalen Daten sehen wollen. Natürlich kann es sein, dass Kollegen, die Transkripte lesen, den behandelnden Analytiker negativ beurteilen.

HK: Ich würde zum Gegenangriff übergehen und den Kritiker ganz einfach auffordern, das Gleiche zu tun und seine Transkripte zur Diskussion zu stellen. Nichts geht über die Diskussion auf der Grundlage von Tonbandaufgenommenen Sitzungen. Es ist ein Hilfsmittel, das Idealisierungen untergräbt und in genauer Weise mit dem Denken, Fühlen und Handeln eines anderen Analytikers vertraut macht.

I.: Das wird eindrucksvoll demonstriert im zweiten und dritten Band Ihres Lehrbuchs, das viele Passagen enthält, die tonbandaufgenommenen Behandlungsverläufen entnommen sind. Ganz allgemein gesagt, scheint Ihr Stil eine ausgewogene Mischung von kritischer Theorie, klinischer Erfahrung und strenger Forschung zu sein.

HT: Nachdem ich mich von meinem Freud Adolf-Ernst Meyer überzeugen ließ, dass psychoanalytische Fallgeschichten nicht mehr als Vignetten oder Bonsei-Novellen geschrieben werden sollten, war Kächele der richtige Mann, um da voll einzusteigen. Er meisterte die bis dahin verfügbare umfangreiche Literatur zur empirischen Forschung, wie sie in der ersten Auflage des *Handbook of Psychotherapy and Behavior Change* (1971) vorlag. Lester Luborsky und Donald Spence hatten darin das Kapitel über psychoanalytische Therapieforschung geschrieben. Dieses ermöglichte uns, die wesentlichen Probleme zu lokalisieren.

I.: Würden Sie also sagen, dass Sie beide sich in erfreulicher Weise ergänzt haben?

HK: Ich finde es gut, dass Sie „Komplementarität“ ins Auge fassen. Unsere Zusammenarbeit war nicht immer reibungslos, und Sie können sich gewiss vorstellen, dass sich jeder der Schwächen des anderen ziemlich bewusst wird. Aber unsere Partnerschaft war insgesamt sehr fruchtbar.

I.: Wie wird Ihre Zusammenarbeit von Ihren Fachkollegen beurteilt?

HK: Mit Neid und Bewunderung, meine ich.

HT: Da eine Altersdifferenz von mehr als 20 Jahren zwischen uns liegt, haben viele Beobachter mit gesundem Menschenverstand und Analytiker, die mehr an Neid als

an Dankbarkeit glauben, Krisen erwartet und früher oder später mit Trennung gerechnet. Nicht selten wurde dem Jüngeren durch „gute Freunde“ geraten, dass es höchste Zeit sei, sich vom Älteren zu trennen, so als ob eine fruchtbare Zusammenarbeit in sich selbst schon pathologisch wäre.

I.: Und warum haben Sie sich nicht beeinflussen lassen?

HK: Nun ja, die Außenstehenden konnten nichts von Thomäs Fähigkeit wissen, Entwicklungen zu ermöglichen. Er gab den Mitarbeitern viel Raum, sodass sich vielfältige Fragestellungen entwickeln konnten. Er war bereit, Macht und Hilfsmittel zu teilen. Um zur Frage des Schreibens zurückzukehren. Es war wesentlich, unterschiedliche Felder und Stärken zu entwickeln, die mir eine universitäre Karriere als Analytiker ermöglichten. Ich baute eine Forschergruppe auf, die Textauswertungen mit dem Computer in der deutschen Psychotherapieszene einführte. Daraus entwickelte sich dann im Rahmen des Ulmer Sonderforschungsbereiches die *Ulmer Textbank*, die die Datengrundlage für viele, nicht nur Ulmer Studien des psychoanalytischen Prozesses bereitstellen konnte (1988, 1993). Diese Eigenständigkeit kommt auch in unseren Publikationsverzeichnissen zum Ausdruck, die neben gemeinsamen verfassten auch noch andere, selbstständige Veröffentlichungen enthalten.

I.: Können Sie den Lesern ein Rezept geben, wie man in einem Team gut miteinander zurechtkommt?

HT: Das Geheimnis liegt in den gemeinsamen Interessen, z. B. beim Aufbau einer psychoanalytischen Prozessforschung, nicht in biografischen Gemeinsamkeiten also, sondern in beruflichen Überzeugungen.

HK: Es ist wohl so, dass das fruchtbare Zusammenwirken von zwei Köpfen, die zu verschiedenen Generationen gehören, beiden Beteiligten etwas Neues bringt und hoffentlich auch anderen über die Generalisierung von Wissen. Laios und Ödipus können also auch miteinander kämpfen, ohne dass der eine den anderen umbringt. Es war möglich, über einen so langen Zeitraum zusammen zu arbeiten und zusammen zu schreiben, weil wir gegenseitige Kritik tolerierten. Hierbei hatte das Bedürfnis für die persönliche Autorenschaft gemeinsam getragener Verantwortung zu weichen. Dies führte in unserem Fall auch dazu, dass unsere Auffassung über die Zukunft der Psychoanalyse sich gegenseitig stärkte.

I.: Würden Sie bitte mit einer gemeinsamen Feststellung das Gespräch beenden wollen?

HT und HK: Es kann nicht ausgehen wie ein Märchen ... und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch. Wir sind uns bewusst, dass unsere Kooperation nicht ewig bestehen wird und weder imitiert noch repliziert werden kann, wie es wissenschaftlich erwünscht wäre. Schließlich ist die Psychoanalyse als Methode an die einzelne Person gebunden. So ist auch unsere berufliche Dyade irgendwann der Auflösung unterworfen. Wir möchten als ein Vorbild für gute Zusammenarbeit die-

nen – nicht nur zwischen den Generationen. Wir glauben, dass die produktive und kreative Zukunft der Psychoanalyse, über die Unsterblichkeit von Freuds Werken hinaus, von der Zusammenarbeit von Analytikern abhängt, die einander ergänzen und ein Team mit Wissenschaftlern aus anderen Gebieten bilden. Solche interdisziplinäre Forschungsgruppen sind der einzige Weg, um Freuds Utopie einer „psychoanalytischen Universität“ nahe zu kommen. Deshalb plädieren wir für weit reichende Reformen der psychoanalytischen Institutionen (1991).

I.: Vielen Dank und gute Wünsche für viele Jahre weiterer Zusammenarbeit. Ich nehme an, dass Sie durch Neuauflagen und weitere Übersetzungen des Lehrbuches miteinander verbunden bleiben.

Literatur

- Bergin AE, Garfield SL (Hrsg) (1971) Handbook of psychotherapy and behaviour change. An empirical analysis, 1. Aufl. Wiley, New York
- Dahl H, Kächele H, Thomä H (Hrsg) (1988) Psychoanalytic process research strategies. Springer, Berlin
- Holt R (1984) Biographical sketch: Merton M. Gill. *Psychoanal Inq* 4:315–323
- Kächele H (1970) Der Begriff „psychogener Tod“ in der medizinischen Literatur. *Z Psychosom Med Psychoanal* 16:105–129, 202–223
- Kächele H, Thomä H (1993) Psychoanalytic process research: methods and achievements. *J Am Psychoanal Assoc* 41(Suppl):109–129
- Thomä H (1961) Anorexia nervosa. Geschichte, Klinik und Theorie der Pubertätsmagersucht. Huber, Bern
- Thomä H (1991) Idee und Wirklichkeit der Lehranalyse. Ein Plädoyer für Reformen. *Psyche – Z Psychoanal* 45:385–433; 481–505
- Thomä H, Houben A (1967) Über die Validierung psychoanalytischer Theorien durch die Untersuchung von Deutungsaktionen. *Psyche – Z Psychoanal* 21:664–692
- Thomä H, Kächele H (1973) Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung. *Psyche – Z Psychoanal* 27:205–236; 309–355
- Thomä H, Kächele H (1975) Problems of metascience and methodology in clinical psychoanalytic research. *Annu Psychoanal* 3:49–119
- Thomä H, Kächele H (1985) Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd 1: Grundlagen. Springer, Berlin
- Thomä H, Kächele H (1988) Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie, Bd 2: Praxis. Springer, Berlin
- Horst Kächele**, Prof. Dr. med. Dr. phil., Psychoanalytiker (DPV/IPV), Facharzt für psychosomatische Medizin und Psychotherapie, ehem. ärztl. Direktor der Universitätsklinik Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Universitätsklinikum Ulm. Forschungsschwerpunkte: Verlaufs- und Ergebnisforschung, Psychoonkologie, klinische Bindungsforschung (s. www.horstkaechele.de). (Siehe u. a. auch Heft 2, 2007 sowie Hefte 1 und 2, 2009 sowie 2, 2010.)

Helmut Thomä, Prof. Dr. med. Dr. phil. h.c., Jg. 1921, Facharzt für psychosomatische Medizin und Psychotherapie sowie Psychoanalytiker (IPV/DPG). Emeritierter Ordinarius für Psychotherapie der Universität Ulm. 1968–1972 Vorsitzender der DPV. Verfasser des Ulmer *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie* zusammen mit Horst Kächele. Träger des Sigmund-Freud-Preises der Stadt Wien und des US-amerikanischen Mary Sigourney Award. (Siehe auch Heft 3, 2011.)

Frage zum Manuskript

FA1. Bitte stellen Sie die gesamten Angaben zur Organisationszugehörigkeit des Autors „Helmut Thomä“ zur Verfügung.